

nicht unbeträchtlichen Wohlstand, wie die Reste der ausgegrabenen Gebäude erkennen lassen; unter ihnen zwei Amphitheater, eines in südlicher Vorlagerung vor der Zivilstadt aus dem 2. Jh. für etwa 13.000 Zuschauer und eines westlich des Militärlagers aus den 70er Jahren des 1. Jhs. für etwa 8000 Besucher. Hinzu kommen prächtige Thermenanlagen, eine der größten Gladiatorschulen des Reiches und ein Teträpylon, das sog. Heidentor, dessen letztendliche Bedeutung noch nicht restlos geklärt ist.

Dieser Umstand scheint nach dem Eindruck des Rez. auf manche Fundstücke auf dem riesigen Areal der Ausgrabungen zuzutreffen; er verwundert aber insofern nicht, als große Bereiche noch nicht freigelegt und wissenschaftlich ausgewertet wurden, sondern zunächst nur mit den Hilfsmitteln der archäologischen Prospektion vorerschlossen sind. Es liegen also Luftbilder vor, die mit Hilfe von Magnet-, Elektrik- und Bodensondarmessungen das Areal sichtbar machen und „die Grundlage der künftigen feldarchäologischen Maßnahmen für zumindest die nächsten 30 Jahre bedeuten“ (159f.).

Carnuntum bietet aus heutiger Sicht den Vorzug, nach dem Ende der Besiedlung nicht weiter als Wohnort genutzt worden zu sein, so dass ähnliche Fundverhältnisse herrschen wie in Pompeji oder Herculaneum. Man darf also gespannt sein, welche Erkenntnisse die Untersuchungen künftig zutage fördern werden.

Das Buch spiegelt in der Vielzahl seiner nicht immer harmonisch aufeinander bezogenen Beiträge (36) den Prozesscharakter der bisherigen Arbeiten und manche Vorläufigkeit der Ergebnisse. Gerade deshalb hat der Rez. bei der Lektüre ein Register vermisst.

In jedem Fall aber lohnt schon jetzt, eingestimmt durch dieses auch wegen seiner vielen Abbildungen anschauliche und sorgfältig redigierte Buch, ein Besuch der Örtlichkeiten, die z. T. mit den Methoden der experimentellen Archäologie rekonstruiert wurden und einen lebendigen Eindruck von der Vitalität und dem hohen Lebensstandard einer römischen Provinzstadt vermitteln. Allerdings sei dem potentiellen Besucher dringend angeraten, mit dem eigenen Fahrzeug anzureisen, da die Ausgrabungsstätten

und das Museum aufgrund großer räumlicher Distanzen und dürftiger Infrastruktur sonst kaum erreichbar sind.

MICHAEL WISSEMANN, Wuppertal

*Christian Ritzi/Frank Tosch (Hrsg.): Gymnasium im strukturellen Wandel. Befunde und Perspektiven von den preußischen Reformen bis zur Reform der gymnasialen Oberstufe. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2014, 282 S., EUR 24,90 (ISBN978-3-7815-1965-7).*

Aus Anlass der 200-jährigen Wiederkehr der von WILHELM VON HUMBOLDT eingeleiteten Gymnasialreform in Preußen fand am 29. Oktober 2010 in der Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung in Berlin eine bemerkenswerte Tagung unter dem etwas sperrigen Titel „Vom Humboldtschen Gymnasium als ‚zweite Stufe allgemeiner Menschenbildung‘ zur Reform der gymnasialen Oberstufe: Befunde und Perspektiven zur Gymnasialentwicklung 1810-2010“ statt. Die Vorträge dieser Tagung sind nun jüngst in erweiterter und überarbeiteter Form im o. g. Band erschienen. Den beiden bildungshistorisch einschlägig bekannten Herausgebern (C. RITZI leitete bis vor kurzem die erwähnte, wohl wichtigste bildungshistorische Forschungsbibliothek in Deutschland; F. TOSCH ist apl. Prof. für Historische Bildungsforschung an der Universität Potsdam) ist es dabei gelungen, das Phänomen Gymnasium aus vielen Perspektiven zu beleuchten, die auch für die genuin gymnasialen Fächer Latein und Griechisch von einigem Interesse sind. An dieser Stelle soll daher auf drei Beiträge besonders hingewiesen werden: In seinem Artikel „Die Konzeption des Humboldtschen Gymnasiums und die Funktion der Fächer Latein und Griechisch“ (15-33) bietet ANDREAS FRITSCH einen ausgesprochen instruktiven und zugleich konzentrierten Überblick zur historischen Entwicklung des altsprachlichen Unterrichts, wobei er „den längerfristigen Entwicklungsprozess des Gymnasiums in Preußen thesenhaft an zentralen bildungspolitischen Zäsuren sowie an der Merkmalsausprägung der Fächer Latein und Griechisch von 1809 bis zur Gegenwart“ spiegelt. (16) Fritsch hat hier *in nuce* eine Kurzgeschichte des altsprachlichen Unterrichts vorgelegt, die durch

eine umfangreiche Literaturliste abgerundet wird, in der man noch kleinere Ergänzungen vornehmen könnte: BARBARA SCHNEIDER: Die höhere Schule im Nationalsozialismus, Köln 2000, sowie die wichtige Monographie von THOMAS KELLNER: Das Gymnasium aus der bildungstheoretischen Perspektive des Humanismus, Würzburg 2005, wobei vor allem letzterer das Thema Gymnasium eng mit dem altsprachlichen Unterricht verbindet.

GERHARD KLUCHERT wendet sich in seinem Beitrag „Der Gymnasiallehrer – Kontinuität und Wandel in beruflichem Selbstverständnis und Handeln“ (35-63) den pädagogischen Hauptakteuren im gymnasialen Bildungsgeschehen zu, den Lehrkräften. Kluchert gewährt dabei erhellende Einblicke in den professionellen Gefühls Haushalt des Gymnasiallehrers: „Dabei werden sowohl berufliche Grundorientierungen systematisiert als auch herausgearbeitet, wie sehr die Fragen der Wissensvermittlung und der Auslese strukturbestimmende Funktionen im Habitus des Gymnasiallehrers über unterschiedliche gesellschaftliche Systeme darstellten.“ (10) Etwas zu knapp wird dabei die ursprüngliche Rolle der Fachwissenschaft für das berufliche Selbstverständnis behandelt: Der preußische Studienrat blieb auch als Praktiker Wissenschaftler, er war in erster Linie Philologe, erst dann Pädagoge. Dies wird besonders deutlich an den seit 1825 verpflichtenden Schulprogrammen mit den typischen wissenschaftlichen Abhandlungen des Lehrpersonals, die für das Selbstverständnis der gymnasialen Lehrerschaft von nicht zu unterschätzender Bedeutung waren. So war in Preußen am 12. Juli 1810 mit der Einführung des Examens *pro facultate docendi* ein Stand wissenschaftlich gebildeter Lehrer gesetzlich verankert worden, der seine gesellschaftliche Anerkennung gerade durch die Würdigung als Gelehrte erhielt. (Vgl. hierzu S. KIPPE, Der Schulmann als *vir doctissimus*. Preußische Schulprogramme im Spannungsfeld von Wissenschaft und Öffentlichkeit, in: Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge, XXIII, 2/2013, 259-275). Kluchert verfolgt anschaulich die seit dem 19. Jh. vollzogene Wandlung und Wandlungsfähigkeit des Gymnasiallehrers bei gleichzeitiger Kontinuität der Institutionen.

Wie sich das professionelle Selbstbild angesichts einer sich dramatisch wandelnden Schullandschaft entwickeln wird, „die auf ein verändertes Berufsverständnis und berufliches Handeln der Gymnasiallehrer“ abzielt (59), bleibt abzuwarten.

Schließlich sei besonders auf den Artikel hingewiesen, den der Potsdamer Bildungshistoriker FRANK TOSCH vorgelegt hat: „Vom lokalen Selbstversuch zum überregionalen Erfolgsmodell. Die ‚Frankfurter Lehrpläne‘ und die Reformschulbewegungen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert“ (65-111). Tosch zeichnet die Geschichte eines Schulversuches nach, der auch für unsere heutige Situation wichtige Anregungen bereithält: Im sog. „Frankfurter System“ etablierte KARL REINHARDT, klassischer Philologe und Direktor des örtlichen Goethe-Gymnasiums, ein Reformmodell, in dem die Arbeit des (humanistischen) Reformgymnasiums, des Reformrealgymnasiums und der Oberrealschule auf einer gemeinsamen Basis erfolgte, nämlich auf dem „lateinfreien Unterbau für alle drei Arten höherer Schulen.“ (75) Was zunächst wie ein Abschied von humanistischen Bildungszielen aussieht, war es mitnichten: „Einzige Fremdsprache in den Klassen Sexta bis Quarta wurde Französisch, ehe Lateinisch – nun erst – ab Untertertia in beiden Gymnasialtypen begann. Griechisch im Gymnasium und Englisch im Realgymnasium ... setzte erst in Untersekunda ein. An der Oberrealschule waren ... die beiden modernen Fremdsprachen verankert“ (75). Neben einem längeren Offenhalten der Bildungsgangentscheidung schwebte Reinhardt das vor, was man heute als Implementierung eines Brückensprachenprinzips bezeichnen würde: „Französisch wurde deshalb an den Beginn gelegt, weil es ‚in seiner doppelten Eigenschaft als moderne und romanische Sprache eine passende Vermittlung zwischen der Muttersprache und dem Lateinischen bildet.‘“ (75) Reinhardt brach zwar mit der bisherigen Gymnasialtradition (Latein ab Sexta, Griechisch ab Untertertia), war aber zugleich davon überzeugt, „dass nur durch eine veränderte Didaktik des Fremdsprachenunterrichts auf der Basis eines – modern gesprochen – Spiralcurriculums die Reform zum Erfolg zu führen war.“ (77) Im Verlauf des Projekts wurde von den Lehrkräften das geleistet, was auch heute

vielfach gefordert, aber kaum je eingelöst wird: die fächerübergreifende Abstimmung des Sprachenunterrichts. So bewirkte Reinhardt, übrigens ein überzeugter Anhänger altsprachlicher Bildung, „für alle Fremdsprachen prioritär die notwendige Erarbeitung von übereinstimmenden parallelen Satzlehren, um ‚einen möglichst engen Zusammenhang in der grammatischen Belehrung der verschiedenen Sprachen herzustellen, und zwar auf der Basis der allgemeinen Satzlehre für den deutschen Unterricht als ‚gemeinsame Grundlage für die Einteilung und Gliederung der Syntax‘.“ (80) Reinhardts Ansatz ist im Kern von frappierender Aktualität: „Das abgestimmte System von Satzlehren und die Produktion dazugehöriger Unterrichtswerke verdeutlicht den dezidiert didaktischen Ansatz des Frankfurter Systems, wenn die Autoren unter Berufung auf COMENIUS feststellen: ‚Die bereits gelernte Sprache muß die Richtschnur bilden für die Festsetzung der Regeln einer neuen Sprache, sodass nur die Unterscheidung zwischen dieser und jener aufgezeigt wird.“ (83) In den Jahresberichten wurde dann auf die entsprechenden Erfolge dieser Verzahnung der Fächer hingewiesen; so heißt es etwa für den Lateinunterricht (der in der Stundentafel über sagenhafte 51 Stunden verfügte): „Es hat einen besonderen und sich steigernden Reiz für diese Knaben, zu beobachten, wie fast die meisten Worte ... des Französischen und so zahlreiche Ausdrücke unserer eigenen Sprache im Lateinischen ihren Ursprung haben.“ (85) Toschs Artikel zeigt deutlich die Bedingungen für den Erfolg des Frankfurter Systems auf, die auch für unsere Zeit Gültigkeit haben: Die Fähigkeit und den Willen zu einer dauerhaften Kommunikation zwischen den Sprachfächern auf Augenhöhe auf der Basis einer gemeinsamen Bildungsidee, die wir heute mit dem Begriff der Mehrsprachigkeit verbinden könnten. Leider finden wir bei Tosch keine Hinweise zu diesem aktuellen fachdidaktischen Feld – sein Aufsatz sollte jedoch vielfältige Anregungen bieten, um das sprachenübergreifende Konzept der Mehrsprachigkeit auch historisch zu fundieren.

Abschließend seien die weiteren Autoren des Bandes und ihre Beiträge genannt: BERND ZYMEK/FRANK RAGUTT: Keine „Stunde Null“,

sondern wichtige Etappe der Bildungsexpansion – Neue empirische Befunde zur Gymnasialgeschichte Westfalens in der Mitte des 20. Jahrhunderts (113-154). – ANKE HUSCHNER: Ein Jahrhundert Schule im strukturellen Wandel – Ein Berliner Fallbeispiel (155-182). – HANNAH AHLHEIM: „Geistige Eliten“ zu „allen Zeiten“? Die Geschichte der Oberschule in Kleinmachnow im Spiegel dreier Gesellschaftssysteme (183-202). – ULRICH ERNST: Die Entwicklung der Gymnasien bzw. gymnasialen Oberstufen in Brandenburg seit 1990 (203-246). – MARKO NEUMANN/ULRICH TRAUTWEIN: Die (Rück?)Reform der gymnasialen Oberstufe – Hintergründe, Entwicklungen in den Bundesländern und empirische Befunde aus der TOSCA-Repeat-Studie (247-276). Der Band wird abgerundet durch ein Register aller Personen, die in den Beiträgen erwähnt werden (277-279) und das Autorenverzeichnis (281f.).

STEFAN KIPE, Berlin

*Johann Chapoutot, Der Nationalsozialismus und die Antike, Zabern Verlag/Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2014, 500 S., EUR 49,95.*

Die ideologische Instrumentalisierung Griechenlands und Roms – Johann Chapoutot analysiert die Annexion der Antike durch die nationalsozialistische Ideologie

Gilt die folgende Erkenntnis aus den Zwanziger Jahren nicht auch für die Beschäftigung mit der Antike? „Geschichte ‚lernen‘ heißt die Kräfte suchen und finden, die als Ursachen zu jenen Wirkungen führen, die wir dann als geschichtliche Ereignisse vor unseren Augen sehen.“ Die Suche nach den Ursachen hat beim Blick auf die Antike allerdings eine besondere Virulenz, denn hier geht es nicht um irgendeine Ursache, die wiederum selbst bereits Wirkung einer anderen ist, sondern um den Ursprung schlechthin, mithin also um eine Gründungserzählung im Dienste dessen, was die Identität eines Volkes oder einer Gruppe ausmache – zumindest im Wunschdenken derer, die sich eine klar umrissene Autochthonie im Sinne von Tacitus' Charakterisierung der Germanen als ‚*propria et sincera gens sui similis*‘ erhoffen. So illusionär sich diese exklusive und damit gegenüber dem Fremden ablehnende Herkunft erwiesen hat, so sehr wurde dieses